

# Schutz und Diskriminierung zugleich

Liebe Leserinnen und Leser,

Der Begriff »Behinderung« ist im Sozialrecht genau definiert: Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweicht und daher ihre Teilhabe am Leben der Gesellschaft beeinträchtigt ist. Behinderung wird demnach von den Vorstellungen der Gesellschaft definiert. Durch gesetzlich festgelegte und unausgesprochene Normen wird damit auch bestimmt, wer als behindert gilt.

Wenn ich mich so umschaue, stellt sich mir die Frage: Sind wir nicht alle mehr oder weniger behindert? Wo ist die Grenze? Wer zieht die Trennlinie? Ich glaube, es lässt sich gerade zum Thema Behinderung sehr schlecht eine Grenze ziehen.

Nehmen wir nur die Oberbegriffe: geistige Behinderung, Lernbehinderung, Körperbehinderung, Hörbehinderung, Gehörlosigkeit, Sehbehinderung, Blindheit, Epilepsie, innere Erkrankungen, psychische Erkrankungen und Suchtkrankheiten.

Der Begriff »Behinderung« ist also sehr komplex und dient oft nur zur Vereinfachung, um eine bestimmte Zielgruppe für medizinische, pädagogische oder gesellschaftliche Interventionen benennen zu können. Ganz sicher sorgt dabei der Begriff Behinderung für Schutz, Förderung und Hilfe, kann aber genauso schnell zu Stigmatisierung und Diskriminierung führen.

Erst wenn man selbst urplötzlich mit einer Behinderung konfrontiert wird, kann man die ganze Tragweite ermessen. Ich weiß, wovon ich rede. Die Redaktion hat sich entschieden, in dem vorliegenden Heft das Schicksal meines Bruders nachzuzeichnen. Er hat vor zehn Jahren nur mit Mühe einen Verkehrsunfall überlebt und sitzt seither im Rollstuhl. Seine Leidenschaft für Motoren hat er nicht eingebüßt, so fährt er behinderte Kinder unter dem selbstgewählten Motto »Behinderte fahren Behinderte«.

Es ist schön zu erleben, wie er so wieder ins Leben gefunden hat. Damit soll er, wie auch die anderen Behinderten, die wir hier vorstellen, als Beispiel für viele stehen.

Ich wünsche Ihnen eine nachdenkliche und mutmachende Lektüre unserer neuen Ausgabe.

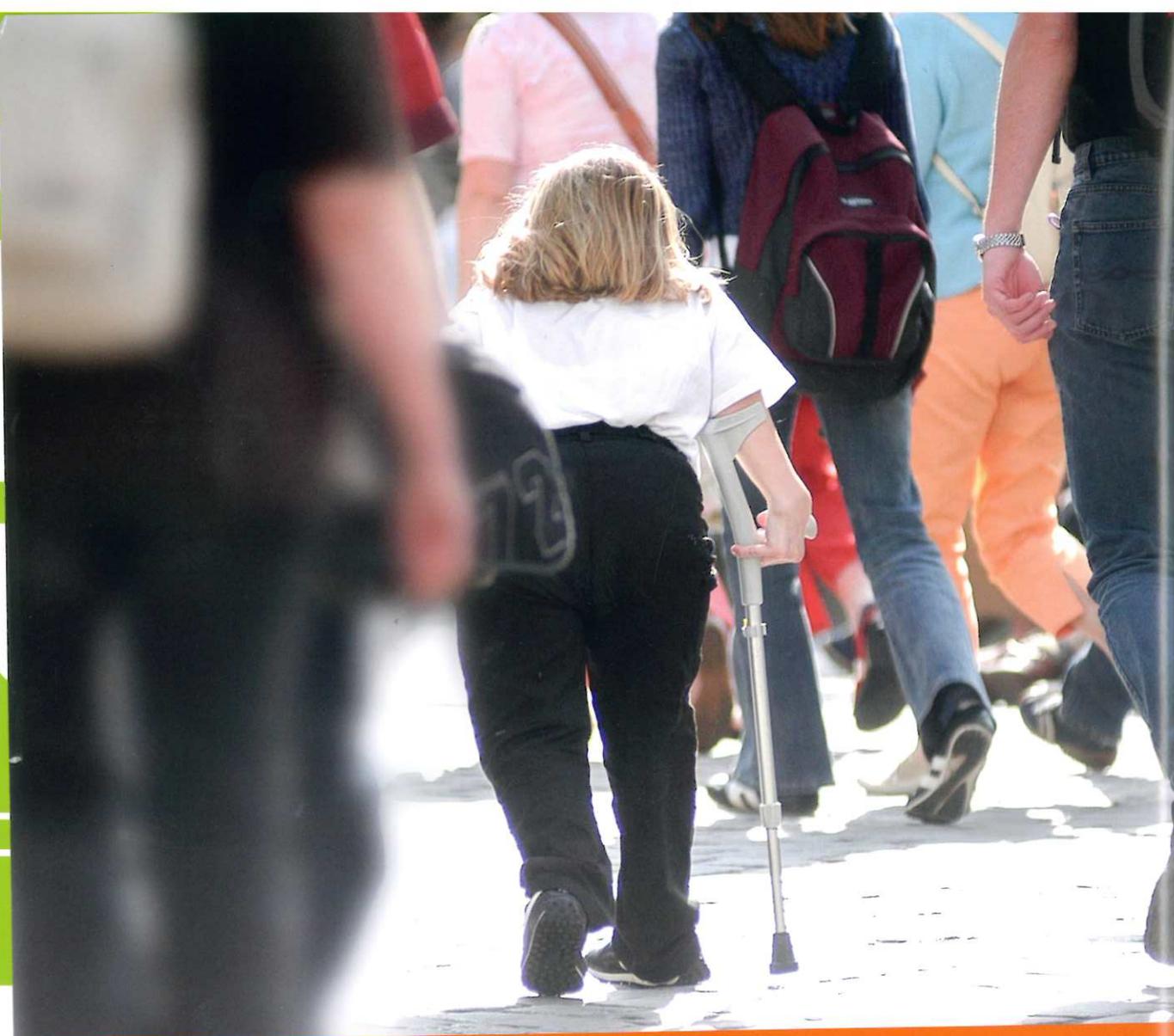
Im Namen der Herausgeber  
Ihr Falk Stirner



**BEHINDERUNG WIRD VON DEN VORSTELLUNGEN DER GESELLSCHAFT FESTGELEGT. DURCH GESETZLICH FESTGELEGTE UND UNAUSGESPROCHENE NORMEN WIRD DAMIT AUCH FESTGELEGT, WER ALS BEHINDERT GILT.**

WWW.CHARTA-FUER-STERBENDE.DE

Wir  
unterstützen  
die Charta



„Es  
auch  
Leben

Sich Gedan  
uns beinahe  
unserem Le  
gehören ein  
sere Veran  
und Tod“!

Auf der LEBI  
die Möglichk  
Stationen an  
Workshops b  
Haupt- und  
Seelsorge, Tr  
auch praxis  
Gedächtnis i  
vatbesucher

Wir haben den scheinbar  
Nichtbehinderten  
klarzumachen, dass  
ihre Unfähigkeit, Behinde  
als Gleiche zu begreifen,  
ihre eigene Behinderung

Ernst Klee, Historiker, 1942 – 2013

[www.leben-...](http://www.leben-...)

# Reduziert auf Defizite

Behinderung ist, wenn jemand etwas nicht kann – so denken viele

Ja, auch wir sind davor nicht gefeit. Wie alle Journalisten neigen auch wir dazu, das Extreme, das Außergewöhnliche bei einer Person oder einer Geschichte zu suchen und zu überhöhen.

Die Berichterstattung über behinderte Menschen ist da nicht ausgenommen. Sie werden ganz bewusst auf ein Defizit reduziert, das »Tragische« dramatisiert. Daraus entsteht die Geschichte, im Guten wie im Bösen. Der Fehler in der Berichterstattung liegt in dieser Reduzierung.

Das »Leiden« zieht sich wie ein roter Faden durch die Berichterstattung über behinderte Menschen. Behinderung wird gleichgesetzt mit Schmerzen, Abhängigkeit und Pflegebedürftigkeit. Zwar können Beeinträchtigungen Leid verursachen, doch das allein bestimmt nicht das Leben mit Behinderung.

Behinderung ist, wenn jemand etwas nicht kann – so denken viele. Und konzentrieren sich auf die vermeintlichen Defizite. Im allgemeinen Sprachgebrauch haben sich Redewendungen und Floskeln eingenistet, die im Zusammenhang mit Behinderungen gerne bemüht werden: »Schleppender Gang«, »ein Blick, der ins Leere geht« oder die »spastisch verkrampften Hände«. Da heißt es, ein Mensch leide an seiner Behinderung, er meistere tapfer sein Schicksal oder er sei an den Rollstuhl gefesselt. (Dabei ist dieses Bild besonders abstrus. Der »Rolli« bedeutet für viele genau das Gegenteil von »Gefesselt-sein«: Er ermöglicht Bewegungsfreiheit und Teilhabe.) Das Bild des »schweren Lebens« voller Entbehrungen soll Mitleid wecken. Was oft fehlt sind die Fähigkeiten behinderter Menschen und der Blick auf das, was sie können.

Dabei bestehen die meisten Behinderungen für Menschen mit Behinderungen durch äußere Umstände: Stufen vor Cafés, Internetseiten, die Sehbeeinträchtigte nicht lesen können, Am-

peln ohne akustische Signalanlagen oder unnötige Amtswege – das sind nur ein paar Beispiele, die Menschen im Alltag wirklich behindern, aber die medial kaum beschrieben werden.

Und nicht jeder Mensch mit Behinderung leidet an seiner Behinderung. Er mag zwar vielleicht in gewissen Bereichen eingeschränkt sein, aber er ist nicht zwangsläufig ein von Leid geplagtes Wesen. Insofern sollten wir alle, die Journalisten vorweg, lernen, auf leere Phrasen zu verzichten. Was einen Menschen ausmacht, sind nicht seine körperlichen Fähigkeiten, sondern seine Persönlichkeit, sein Denken, Fühlen und Handeln.

Definieren wir einen Menschen nicht über seine Einschränkungen. Denn Einschränkungen hat jeder, wie unser Herausgeber Falk Stürner in seinem Editorial hervorhebt, auch nichtbehinderte Menschen.

## »KRÜPPEL«

Im 19. Jahrhundert war es ein strategisches Mittel, den Begriff »Krüppel« für Menschen mit einer körperlichen Behinderung zu verwenden. In evangelischen Einrichtungen, sogenannten »Krüppelanstalten«, wollte man so Spenden einreiben: Der Begriff »Krüppel« sollte Mitleid für »das Elend« erregen. Es gab jedoch schon früh Kontexte, in denen der Begriff »Krüppel« nicht gerne verwendet wurde. Im 20. Jahrhundert bezeichnete man beispielsweise im Krieg verwundete Soldaten eher als »Kriegsbeschädigte«, um damit eine höhere gesellschaftliche Anerkennung für ihren Einsatz auszudrücken.

Heute sind aus »Behinderten« »Menschen mit Behinderungen« geworden, aus »geistig Behinderten« »Menschen mit Lernschwierigkeiten«. Doch nach Ansicht des Historikers Hans-Walter Schmuhl, der sich mit dem Bedeutungswandel des Begriffs »Behinderung« befasst hat, handelt es sich immer noch um eine »Defizitorientierung«: Mit diesen Ausdrücken werde den Menschen eine eingeschränkte Lebensweise attestiert. Sie werden auf ihre Behinderung reduziert, statt sie als Menschen mit anderen Lebensbedingungen darzustellen.

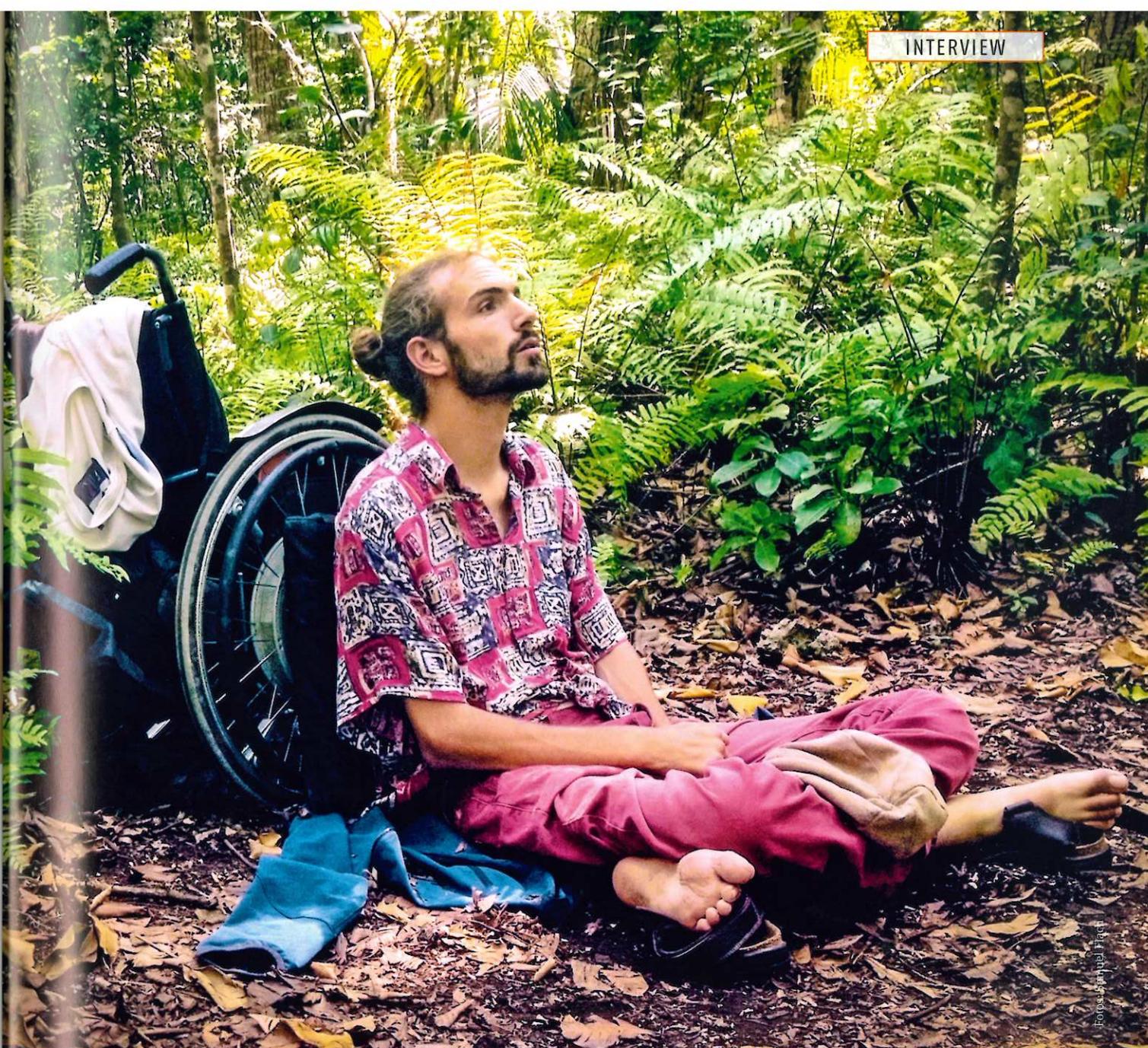


Foto: Samuel Flach

# Ins Leben zurückgefunden

{ ANDREA BANNERT }

Samuel Flach brach mit 20 Jahren zum Zivildienst nach Afrika auf – und kehrte querschnittsgelähmt zurück. Heute studiert der inzwischen 25-Jährige Ethnologie. Bei frischem Salbeitee berichtet er, welcher Weg ihn ins Leben zurückgeführt hat. Wie gut ihm das bereits gelungen ist, davon zeugt auch der blau-gelbe Kühlschrank. Darauf stehen Sprüche wie »Wer immer nach dem Zweck der Dinge fragt, wird ihre Schönheit nicht erkennen«.



# Unverkrampter Umgang mit der eigenen Unvollkommenheit

{ THOMAS HAHN }

Rainer Schmidt war Tischtennisprofi und Pfarrer. Heute arbeitet er als Kabarettist und erklärt, wie Motivation geht.



Rainer Schmidt,  
Lieber Arm ab als arm  
dran: Grenzen haben –  
erfüllt leben,  
Goldmann TB, 2010,  
204 Seiten, Softcover,  
7,95 Euro,  
ISBN 978-3442171712

Tischtennis war für Rainer Schmidt zunächst ein Spiel von einem anderen Planeten. Er versuchte es zum ersten Mal im Alter von zwölf Jahren, in den Ferien in Österreich, aber er stellte schnell fest, dass er den Schläger nicht halten konnte. Rainer Schmidt ist ohne Hände und mit zu kurzen Armen geboren, es leuchtete ihm ein, dass sein Körper für Tischtennis nicht funktionierte. Er stellte sich neben die Platte, wenn die anderen spielten, und zählte die Punkte. Doch noch in denselben Ferien sprach ihn ein Urlauber an, ob er nicht mitspielen wolle. Er könne den Schläger nicht halten, sagte Rainer Schmidt.

Am nächsten Tag kam der Urlauber wieder, mit Schnüren und Schaumstoff und befestigte einen Schläger am Armstumpf von Rainer Schmidt. Danach konnte er mitspielen – und bald darauf richtig durchstarten. Rainer Schmidt wurde später mehrmals Weltmeister und Paralympics-Sieger im Tischtennis.

Motivation wächst von ganz allein, das hat der 52-jährige Rainer Schmidt als Sportler gelernt, und er hat es zum Teil seines Berufslebens gemacht, diese Lehre weiterzugeben. Seine Athleten-Karriere hat er 2008 bei den Paralympics in Peking beendet, seither geht er ganz auf in seinen verschiedenen Redner-Jobs. Schmidt hat Theologie studiert, er war Pfarrer in Altenberg, arbeitet als Dozent am Pädagogisch-Theologischen Institut in Bonn, aber er ist auch Kabarettist, Moderator und Referent. Vor vierzehn Jahren bat ihn die Evangelische Akademie in Bad Boll darum, einen Vortrag vor Schwerbehinderten-Vertretern aus Industrie und öffentlichem Dienst zu halten zum Thema »Behinderung als psychologisches und theologisches Phänomen«. Seither wird er immer wieder für Vorträge gebucht. Motivation ist dabei immer ein wichtiges Thema für ihn. Allerdings Motivation als Ehrgeiz, der sich am Machbaren orientiert. »Ich habe sehr wenig mit dem Thema Verführung zu tun«, sagt Rainer Schmidt.

Profisport ist ein ständiger Balanceakt in den Grenzbereichen menschlicher Leistungsfähigkeit. Motivation, Selbstbewusstsein und Glaube an



Fotos: Heidi Grell / Jugend hilft Jugend

# In Hamburg entstand das erste Integrationshotel

Dieses Modell aus Asti ist zum Glück nicht einmalig. Die Idee, das Integrationshotel als neue Sparte in der Hotellerie zu verankern, ging von Deutschland aus. Hier stehen mindestens dreißig solcher Häuser.

Die Keimzelle dieser Bewegung ist das Stadthaushotel in Hamburg-Altona. Im Gegensatz zur Albergo Etico weist auf den ersten Blick nichts darauf hin, dass dieses helle, moderne Drei-Sterne-Haus ein integrativer Betrieb ist. Der Service arbeitet akkurat und aufmerksam, alles ganz normal also. Erst bei genauerem Hinsehen fallen ein paar Besonderheiten ins Auge: »Anders und gut!« ist das Motto des Stadthaushotels. Anders, das meint, neun der dreizehn Mitarbeiter haben eine geistige, körperliche oder psychische Behinderung. Sie arbeiten hier und leben im Obergeschoss des Hotels in einer Wohngruppe.

So wie Martin Peters. Er hat das Down-Syndrom, kann aber arbeiten. Und er arbeitet gern. Aber er braucht ein überschaubares Arbeitsfeld, klare Aufgaben und einen festen Rahmen. Dann ist er gut. Wie auch sein Kollege Carsten Eckstein. Gemeinsam reinigen sie die Zimmer, staubsaugen, wischen Tisch und Regale, putzen das Bad. »Ich fühle mich wohl hier«, betont Eckstein. Er hat

bei seiner Geburt zu wenig Sauerstoff bekommen. Seitdem arbeitet das Gehirn nicht so, wie es soll. Er kann sich nur schwer konzentrieren. Viele Dinge vergisst er schnell wieder.

Aber nicht nur Männer und Frauen mit Behinderung, sondern auch Menschen mit Suchtproblemen, psychischen Störungen und Lernschwierigkeiten arbeiten im Hotel oder im angeschlossenen Café Max B. Sie bekommen hier die Chance, eine Ausbildung zu machen, sich zu stabilisieren.

So werben weder das Café Max B noch das Stadthaushotel mit dem Schild »Sozialprojekt«. Hier gehen Menschen schlicht ihrem Broterwerb nach. Einer Arbeit, die zwar speziell auf ihre Fähigkeiten zugeschnitten wurde, die aber nicht in einem besonders geschützten Raum stattfindet. Hier wird nämlich hart kalkuliert: Beide Einrichtungen sollen keine sozialen Zuschussprojekte sein, sondern sich wirtschaftlich weitgehend selber tragen. Nur ein Teil der Finanzierung wird durch soziale Fördermittel gedeckt. »Würde bekommt ein Mensch dadurch, dass er seine Leistung beweisen kann«, sagt Kai Wiese. Er ist der Vorstandsvorsitzende von »Jugend hilft Jugend«, dem Verein, der neben zahlreichen anderen

# ABGEKAPSELT VON DER UMWELT

ANDREA BANNERT

Panik kocht in Christine Preißmann hoch, als ein weiterer Schwung Schüler in den Bus drängt. Sie rutscht auf ihrem Sitzplatz noch ein Stück Richtung Fenster. Die Kinder reden laut durcheinander, – das ist für die feingliedrige Mitvierzigerin mit den roten, kurzen Locken zu viel. Als eine ältere Dame sie bittet aufzustehen, bleibt Preißmann sitzen und zeigt ihren Schwerbehindertenausweis.

Christine Preißmann leidet unter dem Asperger-Syndrom – einer milden Form von Autismus. Von diesen Entwicklungsstörungen sind in Deutschland etwa eine halbe Million Menschen

Ein Lächeln erkennen, eine Berührung genießen, eine beiläufige Geste verstehen – diese alltäglichen Dinge sind für Autisten oft sehr schwierig

betroffen. Preißmanns Krankheit bemerkt man erst, wenn man sich mit ihr unterhält. »Ich kann schlecht Blickkontakt halten und schaue dem Gesprächspartner höchstens auf den Mund«, erklärt sie. Schon das sorgt für Irritationen.

Menschen mit dem Asperger-Syndrom fällt es schwer, mit anderen in Kontakt zu treten. Die Gedanken und Gefühle ihrer Mitmenschen bleiben ihnen verschlossen, Mimik können sie